



Ein vergilbtes Zeitungsblatt. Wer in alten Zeitungen blättert, kann manchmal Entdeckungen machen, die kulturhistorisch interessant sind. Ein freundlicher Zufall hat dem Bremer „Reichthum“ den „Courier an der Weser“ vom 16. Juli 1892 heftig „Bremer Courier“ auf den Redaktionstisch geweht. Darin ist eine Notiz zu lesen, welche die Verfertigung der ersten deutschen Kriegsschiffe betrifft. Die Notiz ist etwas mehr als 50 Jahre alt; seitdem ist eine neue deutsche Kriegs- und Handelsmarine entstanden, die sich in mächtiger Entwicklung befindet. Jene Notiz ist geeignet, allerlei Vergleiche zwischen alter und neuer Zeit zu veranlassen, und wer gewohnt ist, zwischen den Zeilen zu lesen, wird auch keine Rechnung finden. Die Notiz lautet: „Wir haben unter den jetzt zur Auktion gestellten Schiffen der Deutschen Flotte so prächtige Fahrzeuge, daß wir wirklich gespannt sind, wer dieselben ersteigern wird. Hoffentlich wird sich Hannover den wahrhaft königlichen „Ernst August“ mit 270 Pferdekraft zu Gemüte ziehen, vielleicht auch den „Großherzog von Oldenburg“ zu erhalten suchen. Die „Hansa“, jetzt der Reparatur bedürftig, liegt uns weniger am Herzen, obgleich sie ehemals die stärkste unter den Dampfschiffen war; auf die Dampffregatten „Hamburg“, „Lübeck“ und „Bremen“ soll Besondere Beachtung sein Auge gerichtet haben. — Wir wissen Viele, die sich gern „Frankfurt“ mit 180 Pferdekraft kaufen möchten, da es zwar kein Schnellsegler, aber ein Schiff von sehr seltener Konstruktion ist. An wen endlich „Deutschland“ fallen wird — davon später.“

Ein Vadenküß, das ein blühendes Menschenleben forderte, wurde kürzlich in der Bringsheim'schen Reparaturwerkstätte zu Weiden verfertigt. Der in dieser Fabrik beschäftigte 25 Jahre alte Schlosser Bogorjaleff hatte sich, wie gewöhnlich, zu Mittag eine Flasche Bier mitgenommen und stellte diese auf den Werkstisch. Die Flasche Bier wurde ihm aber in einem unbewachten Augenblick fortgenommen und dafür eine ähnliche Flasche mit abgekochter, mit Zink vermischter Salzsäure hingestellt. Der junge Mann, welcher von der Vertauschung der Flaschen keine Ahnung hatte, trank von der Salzsäure und verbrannte sich hiermit die inneren Organe. Es wurden sofort zwei Ärzte zur Stelle gerufen, welche dem jungen Mann Brechmittel verschrieben und seine Ueberführung in's Krankenhaus anordneten, wo er aber bald an den Verletzungen starb. Der Täter ist noch nicht ermittelt.

Beim Schönheitsdokter in London. Das Haus der sogenannten Schönheitsdokterin in London ist die Zuflucht einer großen Anzahl von Damen, die ihren Rath und Beistand suchen. Außen am Hause findet sich kein Zeichen, daß es die Residenz der Priesterin der Schönheit ist. So fährt die Dame vor einem Privathause vor und wird in ein hübsch ausgestattetes Wohnzimmer geführt. Dieses Zimmer ist von einem anderen durch schwere Vorhänge getrennt, die sich theilen, und eine kleine, elegante und anmuthige Dame an ihrem Pult sichtbar werden lassen, die Jäuberin, die durch eine Verührung mit ihrer Jamberruthe die häßliche in eine schöne Jungfrau verwandelt. Am anderen Ende des Zimmers steht auf einem Tritt ein Radebett und dahinter auf einem Tisch ein geheimnißvoll aussehendes Instrument, einer Nähmaschine ähnlich. Es ist eine elektrische Batterie, an der eine Ruthe mit einer kleinen Nadel am Ende befestigt ist. Die Patientin auf dem Sopha ist sehr nervös, aber die kleine Dame versichert ihr mit tröstlichen Wörtern: „Es tut nicht weh“ und läßt die Nadel spielen. Sie geht unter dem Arm entlang und nimmt die Haare mit erstaunlicher Schnellig-

keit fort, nicht nur „mit der Ruthe“, sondern so, daß sie das neue Wachsthum verhindert. Aus den Armen einer Patientin hat der Schönheitsdokter durch dieses „Elektrolysis“ genanntes Verfahren nicht weniger als 40,000 Haare entfernt. Wunderbarer noch ist das Verfahren gegen die als Portweinflecken bekannten Mittermale. Durch die Wirkung des elektrischen Stromes werden diese häßlichen Flecke durch Ringe weißer Haut in kleine Insel aufgelöst, die immer kleiner werden und schließlich verschwinden. In ähnlicher Art können fleischige Gewächse im Gesicht gänzlich entfernt werden. In den Händen unerfahrener oder unvorsichtiger Personen ist dieses Verfahren jedoch sehr gefährlich, und manche Frauen sind durch die Behandlung eines Quaddalbers schrecklich entstellt worden, indem jeder Stich der Nadel eine kleine Vertiefung zurückließ. Noch ernster sind die Fälle, in denen durch eine unsaubere Nadel eine schwere Blutvergiftung hervorgerufen worden ist.

Mordversuche einer irrsinnigen Frau haben während der letzten Tage die Kopenhagener Bevölkerung in Aufregung versetzt. Glücklicherweise sind die Opfer noch mit dem Leben davon gekommen. An einer der lebhaftesten Promenaden fanden Spazierende vor einigen Tagen ein zwölfjähriges Mädchen, gegen welches ein Ertrickungsversuch gemacht war. Sie hatte eine Schnur um den Hals und lag in den letzten Zügen; es gelang jedoch einem schnell geholten Arzt, ihr Leben zu retten. Das Mädchen konnte nur sagen, daß es eine schwarzgekleidete Dame gewesen sei, die sie zu ertrinken versucht habe, vermochte aber kein hinreichendes Signalement von ihr zu geben. Den folgenden Abend wurde gegen zwei kleine Kinder ein neuer Mordversuch gemacht. Sie wurden auf der Straße von einer Dame angegriffen und zum Mitgehen aufgefordert. Durch Geld und Käseereien verlockte die Dame die Kinder, ihr zu folgen, und als sie den Hafen erreicht hatte, versuchte sie, die Kinder in die See hinauszustoßen. Dies gelang ihr jedoch nicht, und die Kinder eilten nach Hause. Man hat nun eine dieser Thaten verdächtige Frau verhaftet. Sie ist mit einem Kellner verheiratet, Mutter von drei Kindern und war früher in einer Irrenanstalt untergebracht, schien aber seitdem geheilt. Diese Frau hat den ersten Mordversuch eingestanden, den zweiten aber bestimmt geleugnet, so daß man sich immer noch einem fragwürdigen Fall gegenüber befindet.

Eine abenteuerliche Flucht. Aus dem weltbekannten, oberhalb Neapel gelegenen Kastell San Elmo sind zwei zur Einschließung verurtheilte Soldaten auf wirklich abenteuerliche Weise entwichen, indem sie die vier Meter dicke Außenwand mit Hülfe zweier spitzer Nägel zuerst durchbohrten, sich dann an verschiedenen Stellen vorbei auf die Außenbalken schlichen und von dort an zusammengekauerten Latenstreifen sich in einen Abgrund von 35 Meter glücklich hinabließen. Erst als sie unten angelangt waren und wohlgerathen das Weite suchten, wurden sie von einer Ronde bemerkt. Alle Versuche, sie auf der Stelle wieder einzufangen, schlugen fehl. Die Flucht war offenbar von langer Hand vorbereitet und mit ungeheurer Wagemuth durchgeführt worden. Geradezu unerklärlich bleibt es aber, wie sie die enorm dicke, aus festem Granit ausgeführte mittelalterliche Außenmauer mit so winzigen Instrumenten durchbrechen konnten, wo sie das abdrückende Material gelassen haben. Sachverständige erklärten es habe dazu wenigstens der Arbeit von zwei Jahren bedurft. Beide hatten in ihrem Bett einen Brief in Verjen hinterlassen, worin sie dem Kommandanten und dem Aufseher ein frühliches Adieu widmeten in der Hoffnung auf Rimmerwiedersehen! Wahrscheinlich haben sie sich unter Beihilfe ihrer Verwandten auf ein fremdes Schiff geflüchtet und mit diesem das Land verlassen.

Rassenmord auf See. Vor dem Polizeigericht zu Liverpool wird gegenwärtig gegen vier deutsche Seeleute verhandelt. Die auf das Zeugniß des schwarzen Schiffstochs hin der Ermordung ihres Kapitän's Shaw und von sechs ihrer Kameraden beschuldigten Matrosen von der „Veronika“ wurden dem Richter vorgeführt, der über die Verurteilung der Angeeschuldigten vor das Schwurgericht zu entscheiden hat. Der Vertreter der Anklagebe-

hörde führte aus, wie die Angeeschuldigten am 7. Dezember 1902 während der „Veronika“ von der Mississippi-Mündung nach Montevideo unterwegs war, angeblich eine Verschwörung anzettelten und am folgenden Tage zuerst den Matrosen Paddy mit einer Eisenstange erschlugen, dann den ersten Raat Namens Macleod über Bord warfen, auf den 2. Raat Abrahamson schossen, den Matrosen Proffen ebenfalls über Bord warfen und darauf den Kapitän angriffen, der sich mit dem verwundeten Abrahamson in seiner Kajüte einschloß. Der schwarze Koch Thomas hat um Gnade, die ihm gewährt wurde. Am Mittwoch, den 10. Dezember, erbrachen die Meuterer, so behauptet die Anklage weiter, die Kapitänskajüte und erschossen zuerst Abrahamson und zwei Stunden später den Kapitän. Den Koch zwangen sie, auf seinen Knien zu schwören, nichts verrathen zu wollen, ebenso die beiden noch übrigen Matrosen Johannsen und Brava. Diesen dreien versuchten sie — so wird weiter behauptet — eine umständliche Geschichte einzupauken, die den Verbleib der Ermordeten dritten gegenüber erklären sollte. Da Johannsen und Brava diese Geschichte nicht befehlen konnten, wurden sie erschossen und über Bord geworfen. Schließlich wurde das Schiff in Brand gesteckt, und die Mörder erreichten auf einem Boot mit dem Koch die Insel Capreira. Dort vernichteten sie alle mitgenommenen Vorräthe, um den Anschein Schiffbrüchiger zu erwecken. Nach drei Tagen nahm sie der Dampfer „Brunswid“ an Bord, dessen Kapitän der Koch alles vorstehend geschilderte erzählte. Der ursprünglich mit angeklagte Koch hat alle Aussagen des Kochs bestätigt. Die Anklagebehörde beruft sich jetzt mit auf sein Zeugniß. Die Verhandlung führte noch zu keinem Ergebniss; sie wurde vertagt.

Das Glend auf Martinique. Die Lage auf Martinique ist, nach Privatbriefen zu urtheilen, die in Paris eingetroffen sind, schrecklich. Die Briefe stammen von Jemand, der um sieben Verdammte trauert, und nicht weniger durch den drohenden Vulkan als durch die Missethäter, die sich der schwer geschädigten Bevölkerung bemächtigt hat, erschreckt ist. Die vertheilten Hilfsmitteln werden zum Gegenstand thörichten und unredlichen Schachern, sobald die Verwaltung sie aus den Händen gegeben hat. Die Schwarzen weigern sich, nach Capenne zu gehen, wo man ihnen Arbeit geben und ihre Existenz reorganisiren würde. Die Wohlthätigkeit, von der sie in Martinique leben, gefällt ihnen besser. Und sie werden eine furchtbare Gefahr: „Die Revolution ist entsetzt.“ Hier ereignen sich schreckliche Dinge. Wenden schänden die Gräber, berauben die Todten. In den verlassenem Besitzungen lassen sich Eindringlinge nieder, die mit den Magagnoni-Wöbeln ihre Nahrung kochen lassen. Auf die Besitzer, die unermuthet kommen, wird angelegt und geschossen. Die Gendarmerie hat Mühe, diese Meutereien zu unterdrücken. Daß es in einer Kolonie in bedrängter Lage, wo die Katastrophe der Zukunftslosigkeit die Thür geöffnet hat, Mißthaten gibt, ist unvermeidlich. Aber das Schlimmste ist die Schwäche der Gerichte. Die Gendarmen thun ihre Pflicht, die Richter vergessen sie. Wohin wird dieses Martinique führen? Ach lieber Freund, mir ist das Herz schwer! Jeder Mensch, der hier im Geiste der Missethäter handelt, ist der öffentliche Feind. Man vergeht M. Vemaire nicht, daß er durch Organisation der Arbeit die Hilfe für die Müßigen beschränken wollte. Wenn man eine Empörung anstellen könnte, würde man ihm vielleicht seinen Posten entreißen, und die zur Vertheilung bleibenden Millionen, die er nach den Ansichten der Regierung verwendet sehen will, um die Kolonie wieder zu stärken, würden in die Hände übergehen, die ihn bedrohen. Das Wort ist nicht zu stark. Man hat gestern auf sein Haus einen Bettel geseht, auf dem stand, man würde ihn und seine Frau tödten, um ein Exempel zu statuiren, und man nannte noch zwei Agenten, die während der Unruhen ihre Pflicht gethan haben. Das sind keine leere Redensarten. Und ich bewundere die Tapsen, die inmitten der entsetzten Leidenschaften ruhig bleiben.“ Der Schreiber dieser Briefe besteht darauf, daß man die Industrie Martiniques wieder herstellt; es handele sich nicht nur darum, dem augenblicklichen Unglück abzuhelfen; man müsse die Kolonie wieder herstellen.



Bevor Sie einen theuren **Tischwein** kaufen, verlangen Sie von mir Proben per Telephon 2655 oder per 2-Pfg.-Postkarte und Sie erhalten dieselben gratis und franco.

Ich empfehle einen ausgezeichneten **Tischwein** zu 45 und 55 Pfg. per Liter, franco Haus, in Fässchen von 20 Liter an, bei 13 Flaschen 40 und 50 Pfg. per Flasche, ohne Glas, einzelne Flasche 5 Pfg. mehr.

Wilh. Wolf, Karlstrasse 40,
Wein-, Spirituosen-Handlung und Liqueurfabrik. 9018

Gummi-Betteinlagen, garantirt wasserdicht,

für Wüchnerinnen, Kranke und Kinder,
von Mk. 1.50 an per Meter. 3871

Windelhöschen, bester Schutz gegen Erkältung, zur richtigen Säuglingspflege unentbehrlich.
Aus feinstem Paragummistoff, doppelt gummiert, sehr haltbar, per Stück von Mk. 1.80 an.

Sämmtliche Artikel zur Kranken- u. Wochenbettspflege.
Chr. Tauber, Kirchgasse 6. Telephon 717.

Gänzlicher Ausverkauf

bedeutend ermässigten Preisen

unserer gesamten Waarenvorräthe

wegen Liquidation.

Herren- und Knaben-Anzüge Herren- und Knaben-Joppen
" " " Paletots " " " Hosen
" " " Mäntel Confrmanden-Anzüge.

Günstige Kaufgelegenheit nur bester Qualitäten.

Gebrüder Bastian,

Wiesbaden, Kirchgasse 27,

Weitere Geschäftshäuser { Bingen a. Rh. Speisemarkt 3,
in: { Limburg a. d. L. obere Grabenstr. 2.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 67.

(2. Beilage.)

Freitag, den 20. März.

1903

Verjährt.

Roman von Albert Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

12. Capitel.

„Mit welchem Zug fahren Herr Grant heute?“ fragte der Kellner im Frack, als er am anderen Morgen das erste Frühstück brachte.

„Ich?“ fragte Mister Grant erstaunt zurück. „Ich fahre nicht. Wie kommen Sie zu der Frage? Ich muß ja noch zu meinem Arzt.“

Der Kellner machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich rückwärts.

Erst spät ging Mister Grant ins Krankenhaus: es kam ihm vor, als wenn sein Kopf ihm heute wieder Schmerzen bereite.

Im Corridor des Krankenhauses traf er niemand. Als er an die Thür des Geschäftszimmers des Arztes klopfen wollte, hörte er drinnen eine weibliche Stimme. Er blieb stehen. Hört er nicht, er konnte aber nicht verhindern, daß seine Ohren allerlei Worte und Sätze auffingen.

„Nun hat sie mir alles gesagt“, hörte er eine Dame unter Thränen sprechen, „und ich weiß nicht, ob sie im Wahnsinn geredet oder nicht. O, Herr Geheimrath, beruhigen Sie mich — meine Mutter hat im Wahnsinn gesprochen — nicht wahr? Es ist alles nicht so wie sie gesagt, es kann nicht so sein — oder doch, ich sehe es Ihnen an, Herr Geheimrath — sie hat nicht im Wahnsinn gesprochen, sie hat die Wahrheit gesagt.“

„Antworten Sie mir, Herr Geheimrath — ich bin auf alles gefaßt.“ Eine männliche Stimme antwortete. Aber Mister Grant verstand nichts. Da hörte er drinnen einen Schrei, und dieselbe weibliche Stimme sprach dann wieder: „Und das erfahre ich erst jetzt! Warum sagten Sie mir's nicht längst, Herr Geheimrath? All die Jahre habe ich in meinem Wahn dahin gelebt, einen Mann als den Abgott meiner Mutter betrauert, der sich mir nun plötzlich in seiner ganzen Schlechtigkeit enthüllt. Mit Abscheu weise ich jeden Gedanken an ihn aus meinem Herzen.“

Wieder ertönte die männliche Stimme, aber wieder verstand Mister Grant kein Wort. Jäh wurde sie unterbrochen von der weiblichen.

„O, o, o! Nun begreif ich's erst, was meine arme Mutter gelitten hat“, rief die Dame aus. „Sie ist dahin, Gott sei gepriesen für seine Gnade — ich muß auch weg, ich kann hier nicht bleiben — ich kann mich hier vor keinem Menschen mehr sehen lassen, mit Fingern zeigt man auf mich. Von der Bank der Ehrlichen bin ich ausgestoßen. Weg von Lenzheim muß ich, ich bin des Nothen Kreuzes nicht mehr würdig.“

Mister Grant fuhr plötzlich zusammen, und eine männliche Stimme rief: „Herein!“ Hatte Mister Grant an die Thür geklopft? Oder war er dagegen gefallen? Die Stimme rief zum zweiten Mal „Herein!“ Diesmal klang's herrlich und ungeduldig. Die Thür öffnete sich, und Doktor Walter sagte: „Am Gottes willen, wie sehen Sie aus, Herr Grant! Setzen Sie sich zu nächst. Sie sehen ja ganz miserabel aus. Schwester Emma kennen Sie ja noch. Das arme Mädchen hat ihre Mutter verloren. Armes Kind, setzen Sie sich, Herr Grant schämt Sie und ihre unausgezeichnete Thätigkeit. Sie nehmen gewiß theil an dem har-

ten Schlag, der meine beste Pflegerin getroffen. Frau Kramer, ihre Mutter, ist gestern gestorben.“

Also doch! Mister Grant hatte richtig combinirt, als er hinter der Thür Bruchstücke der Unterhaltung gehört. Aber die Gewißheit, die ihm jetzt zutheil wurde, erregte ihn doch so, daß nur in abgerissenen Sätzen sich seinem Mund einige Gemeinplätze entzogen: „Mein armes Fräulein — seien Sie überzeugt — schon heute Morgen erfuhr ich in meinem Gasthof von dem schweren Unglück — man hatte mir schon erzählt, daß Ihre Frau Mutter — vielleicht ist es doch ein Glück für sie, daß sie von ihrem Leiden erlöst ist.“ Er war aufgestanden und trat zu ihr. Seine Lüge drückte ihn nicht, als er seine Gemeinplätze los wurde. Er reichte Schwester Emma die Hand, und sie fühlte einen warmen Druck, als er ihre Hand lange in der seinigen hielt.

Da kam ihm plötzlich ein Gedanke und mit diesem Gedanken kehrte seine volle Ruhe zurück. „Wann wird Ihre Frau Mutter beerdigt werden?“ fragte er theilnehmend.

„Morgen in aller Früh“, antwortete Schwester Emma und fuhr mit dem Taschentuch über die verweinten Augen.

„Ich habe Sie einmal gefragt, Schwester Emma“, begann er wieder, „ob ich mich Ihnen nicht dankbar zeigen dürfte für alles das, was Sie für mich gethan. Sie haben alles abgelehnt. Sie mußt es wohl, und so blieb ich in Ihrer Schuld, ohne Aussicht, sie auch nur zum kleinsten Theil abtragen zu können. Jetzt glaube ich, eine Gelegenheit gefunden zu haben. Gestatten Sie mir, Schwester Emma, daß ich die Beerdigung Ihrer Frau Mutter übernehme?“

„Herr Grant“, fiel sie ihm abwehrend in die Rede.

„Ist da etwas Besonderes?“ fuhr er fort. „Soll Ihre Frau Mutter auf Kosten des Spittels beerdigt werden? Vielleicht in einem Sarg mit plattem Deckel — an einer Stelle des Kirchhofes, wo — und, was soll ich Ihnen sagen, lassen Sie mich alles besorgen, was nöthig ist, damit Ihre Mutter endlich die Ruhe finde, die wir ihr von Herzen gönnen. Sie leisten mir einen Dienst, einen großen, Schwester Emma, wenn Sie meine bescheidene Widmung nicht von sich weisen. Ihnen kann es ja so schwer nicht werden, meinen Wunsch zu erfüllen, und mir ist es ein Herzensbedürfnis, Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit, vielleicht eine kleine Freude in all dem Schmerz zu bereiten. Herr Geheimrath, verbinden Sie mich mit mir, unterstützen Sie meine Bitte. Ihnen wird Schwester Emma eher willfahren als mir.“

Am andern Morgen, es war kaum acht Uhr, fuhr vor dem Spittel ein Leichenwagen vor. Aus allen Fenstern schauten die alten Frauen heraus, und ob dessen, was sie erblickten, waren sie so erstaunt, daß sie nicht einmal zu schwachen vermochten: es war, als hätten sie vor Schreck die Sprache verloren.

Der schönste Leichenwagen der Stadt hielt vor dem Spittel. Er war erst vor Jahresfrist neu angeschafft, auf dem Baldachin von bledem, schwarzen Tuch, der auf acht schwarzen Säulen ruhte, lagen silberne Sterne, silberne Kreuze schlossen ihn oben ab, und in der Mitte oberhalb des Baldachins befand sich eine große, silberne Kugel mit einem massiven Silberkreuz. Im

gen lag eine schwere, schwarze Decke mit Silberfransen, grüne Blätter und schöne, weiße Blumen waren über sie gestreut, daß sie fast nicht zu sehen war. Auf dem Bod saß ein Kutscher mit einem schwarzen Mantel, einem Dreispiß und einer weißen Halskrause und hielt die Zügel der Pferde, die mit langen, schwarzen, fast bis zur Erde reichenden, silbergestickten Decken behängt waren. O, es war wunderschön und die alten Frauen im Spittel waren neidisch auf diese Pracht und bedauerten, daß sie heute nicht die schöne Leiche seien, sie konnten sich nicht satt sehen und rissen Augen und Mund auf, ebenso wie die Menschen, die sich ob des ungewohnten Glanzes, der in diese stille, arme, abgelegene Stadtgegend gekommen war, vor dem Thorweg des Spittels versammelt hatten. So ein Begräbniß erster Klasse hatte man hier noch nie erlebt.

Nun that sich die Pforte auf. Zwölf Männer in langen, schwarzen Trauermänteln und mit wallenden, schwarzen Schleiern an den hohen Hüten trugen einen schönen Sarg mit Silberbeschlag an silbernen Griffen heraus und schoben ihn auf den Wagen. Herrliche Blumen und Kränze bedeckten ihn, und über dem ganzen Schmuck lag ein prächtiger Palmenwedel. Ein wunderbarer Duft erfüllte plötzlich die Luft und stieg hinauf bis in die Fenster und Rassen der alten Spittelfrauen. Sie kamen sich wie verzaubert vor und schauten noch immer sprachlos dem Leichenzuge nach, der sich langsam über den Platz entfernte.

Klein war er nur. Hinter dem Sarg schritt der Prediger, dem die Seelsorge im Spittel oblag, ihm folgten in einer Reihe drei Männer: in der Mitte der Herr Stadtrath Flohr, der als Vorstand des Spittels es für seine Schuldigkeit hielt, jedes Familien-Ereigniß in diesem Hause mit seiner Gegenwart zu verschönern, links von ihm der Hausverwalter des Spittels, rechts in neuem, tadellosem, schwarzem Anzug und mit einem neuen, hohen, seidenen Hut Mister Grant.

Die Frauen waren so vertieft in die Betrachtung des feierlichen Zuges, daß sie zunächst gar nicht bemerkten, wie eine Droschke vor dem Spittel hielt. Aber nun trat eine tief verschleierte Frauengestalt aus dem Thorweg heraus und stieg in den Wagen hinein, die Hausmutter setzte sich zu ihr, und langsam folgte die Droschke dem Leichenzug.

„Ja, wer's auch einmal so schön hätte!“ sagte endlich, tief aufathmend, eine der Frauen, als sie von ihrem Fenster aus nichts mehr von dem Zuge sah.

„Du hast ja keine Tochter“, erklärte die zweite.

„Wie meinst Du das, Schulzen?“ fragte die dritte.

„Der fremde Herr ist natürlich ein Bräutigam“, antwortete die alte Schulz. „Graubärtige Bräutigams sind nicht die schlechtesten, wenn sie Geld haben.“

In lautloser Stille bewegte sich der Leichenzug durch die Straßen der Stadt zum Friedhof.

Der Oberlehrer Dr. Mahnz begegnete ihm, als er mit einem Collegen gerade zur Schule ging, lästete den Schlapphut, als er vorüber schritt, und sagte zu seinem Begleiter: Das habe ich dem Amerikaner nicht zugetraut. Ich hörte schon gestern, daß er aus Dankbarkeit für die Pflege der Schwester Emma die Beerdigung ihrer Mutter auf seine Kosten besorgt. Ich habe nicht gedacht, daß ein Amerikaner so feinsinnig und zartfühlend sein könne.

„Ja, man stellt sich die Amerikaner allerdings anders vor“, meinte sein Begleiter. „Aber Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Mister Grant hat's ja Gott lob dazu.“

Und die beiden Lehrer schritten der Schule zu, und der Leichenzug rollte weiter.

„Kommt die alte Kramern wenigstens doch mit Ehren in die Grube“, sagte in der nächsten Straße die Schlächtersfrau Eggers, die in ihrem Laden am Flur gerade einen Kalbsrücken zu Cotelettes zerlegte, zu der Kundin, die in der Hausthür stand und den Zug mit größtem Interesse betrachtete.

„Sie ist ja früher wohl sehr reich gewesen“, meinte Frau Münchow.

„Ja, ja, aber Hochmuth kommt vor dem Fall“, bekräftigte Frau Eggers. „Der Mensch soll nicht stolz sein.“

„Nun kommt sie doch wenigstens nicht im Armenwinkel zu liegen“, sagte Frau Münchow. „O sehen Sie doch den schönen Sarg. Nachbarin — o was für Blumen — und der vornehmste Leichenzug.“

„Ja, ja, wenn man so 'nen Amerikaner hinter der Hand hat“, erwiderte Frau Eggers, und legte der Frau Münchow das Fleisch in ihre Schale. „Hier haben Sie zwei Pfund Kalbscotelettes. Nachbarin, ich habe ein bißchen gut gewogen, weil Sie's sind. Grüßen Sie auch Ihren Mann recht schön und kommen Sie bald wieder. Sehen Sie doch, Nachbarin, da fährt gar eine Droschke hinterdrein — ganz wie bei ordentlichen Menschen. Nein, nein, diese Kramern! Hat die ein Glück!“

In der Kapelle des Kirchhofes wurde der Sarg vor dem

Altar niedergelegt, der Prediger sprach ein Gebet und richtete Worte des Trostes an die Tochter, die still weinend da stand. Unter dem Gesang der Chorknaben wurde der Sarg dann zur Gruft geleitet, die unter einer Eiche, die ihre langen, schlanken Zweige wie einen Brautschleier herabwallen ließ, an einer schön gelegenen, von Mister Grant selbst gewählten Stelle des Friedhofes bereitet war. Und noch ein Vaterunser — unter dem Gesang der Knaben kolkerten die Erbschollen über den eingesenkten Sarg. Und alles war vorbei.

Mister Grant sprach tiefbewegt einige Worte zu Schwester Emma und drückte ihr die Hand. Dann sagte er ihr, er werde einen Denkstein für das Grab ihrer Mutter besorgen, sie möge dem Steinmetz den Wibelvers angeben, den sie darauf gesetzt wünschte, er werde auch ein Kapital festlegen, wovon die Grabstelle fünfzig Jahre lang in Ordnung gehalten werden solle, und küßte sie auf die Stirn. Ehe sie noch für alles, was er schon gethan und noch versprochen, ihm danken konnte, war er verschwunden.

13. Capitel.

Mister Grant war mit sich zufrieden, als er auf einem Seitenweg vom Friedhof in die Stadt zurückkehrte. Die Inszenierung der ganzen Sache war ihm vortrefflich gelungen. Es ging ihm wohl nahe, daß Schwester Emmas Mutter so jäh aus dem Leben geschieden war. Ein tieferes, dauerndes Gefühl kam aber nicht bis zu ihm heran. Er hatte die Todte mit allen irdischen Ehren unter die Erde gebracht; er hatte alles so schön und so sorglich eingerichtet, daß es eigentlich nicht besser gemacht werden konnte, Schwester Emma hatte den Zoll gezahlt, den jeder Mensch einmal in seinem Leben zahlen muß, der eine früher, der andere später — nun ja, ihr war wohl, schön war ihr Leben ja gerade nicht gewesen. Um so mehr konnte man ihr die Erlösung, die endliche Ruhe gönnen. Und wahrhaftig, Mister Grant gönnte sie ihr von Herzen, als er seines einsamen Weges wandelte. — „Schlafe wohl, Hetta Kramern, ruhe sanft!“

Wenn Bruder Studio seinen Freund zur letzten Ruhe gebettet, das Abschiedslied gesungen und die umflorten Fahnen und Schläger über das Grab gesenkt hat, wenn der Soldat den Kameraden in die Gruft versenkt und drei Salven dröhnend über das Grab hin gelöst hat, kehrt er mit klingendem Spiel vom Friedhof in die Stadt zurück, eine lebenslustige, feurige Weise erschallt, — rrr, ein anderes Bild! Der Todte hat sein Recht bekommen, wohlan, dem Lebenden soll's nicht verkürzt werden. Gaudeamus igitur! Wie ging es zu, daß dem Amerikaner plötzlich diese längst vergessene Strophe ins Gedächtniß kam? Er mußte lächeln und schritt fürbäh.

Im Gasthaus überreichte ihm der Kellner im Grad verschiedene Briefe, die für ihn angekommen waren; die amerikanischen Freimarken besonderer Art hatten offenbar sein lebhaftes Interesse erregt, denn er erlaubte sich die Bemerkung, Herr Grant bekomme wieder Nachricht aus der Heimath.

Mister Grant hatte an den Briefen verschiedenster Herkunft lange zu lesen. Grant, Pollet and Myers in Chicago machten ihm allerlei geschäftliche Mittheilungen. Am meisten interessirte ihn die Nachricht, daß die Weizenpekulation à la hausse, welche die Firma wie früher mitgetheilt, eingefädelt, eines großartigen Erfolges sicher sei. Man sprach die Hoffnung aus, daß sein Gesundheitszustand ihm bald die Rückkehr gestatten möge, man vermisse seinen gewiegten Rath und seine Arbeitskraft. „Das ist ein Wink des Schicksals“, sagte er zu sich. „Ja, ich reise ab, ich muß. Ich bin reisefähig, ich will es sein. Nichts hält mich hier zurück. Schwester Emma habe ich den Zoll des Dankes abgetragen. Das alte Spukhaus habe ich zum Abbruch gekauft, damit sich die Leute nicht länger mehr daran aufregen, und zur Freude der stillvollen Menschen lasse ich einen charakteristischen Neubau dort entstehen. Was will man mehr! Was hab' ich hier noch zu thun? Und wenn ich reise, geben die Leute mir ein feierliches Geleit, und wenn der Zug abgeht, rufen sie: „Hurrah, Mister Grant soll leben, Hurrah!“ Und ich bin glücklich mit den glücklichen Lenzheimern und verspreche ihnen, daß ich sie und die schönen Tage in Lenzheim nie vergessen werde, und ich dampfe ab, umgeben von der ersterbenden Verehrung und Devotion aller redlichen Menschen aus Lenzheim. Ja, ja, Mister Grant ist ein ganzer Mann — und Gold kann alles — alles.“

Und Mister Grant schrieb immerfort, einen Brief nach dem andern. Er war so vertieft, daß er es sogar vergaß, um ein Uhr, wie sonst, zum Lunch ins Speisezimmer hinaufzusteigen. Später verließ er das Haus. Mit dem Rathsapotheker Bahlmann waren die Maßnahmen wegen des Spukhauses zu besprechen, denn der Abbruch sollte möglichst bald beginnen, und die Mieths-Einwohner mußten daher abgefunden oder einstweilen anderweitig untergebracht werden. Der neue Bauplan war end-

giltig festzustellen, mit dem Steinmetz über den Grabstein für Jean Hetta Kramer, mit einem Schlossermeister wegen eines Schmiedeeisernen Gitters um die Grabstelle zu verhandeln. Hundert Dinge fanden sich zu thun, denn es stand nun fest, daß Mister Grant in aller nächster Zeit, möglichst schon übermorgen, Venzheim verließ, und in diesem Sinne hatte er auch an Grant, Bollet and Myers in Chicago telegraphirt, übrigens zugleich mitgetheilt, daß er seine Abreise ihnen telegraphisch anzeigen werde.

(Fortsetzung folgt.)

falsches Haar.

Von R. Winter.

(Nachdruck verboten.)

Der Pariser Lumpensammler, welcher tagtäglich morgens und abends die Kinnsteine durchwühlt, verschmäht keineswegs die Haare, die er unter dem Straßenwust findet; durch seine Vermittelung kehrt das ausgekämmte Haar der Pariser Schönen wieder zu dem Menichentopf zurück, und der Haarhändler erkennt mit geübtem Sinn an dem eigentümlichen Staubgeruch den Fundort des „Artikels“. Es giebt aber eine gewisse Sorte Haar, dessen Herkunft noch mysteriöser ist. „Kirchhof-Haar“ nennt der Händler die langen Strähnen, an deren einem Ende leicht zu erkennen ist, daß dieses Haar nicht abgeschnitten, sondern ausgerissen wurde, denn nicht bloß die Wurzeln, sondern hier und da noch Teile der Kopfhaut sind an demselben erkennbar. Wie diese Sorte Haare herbeigeschafft wird, ist ein Geheimnis, um dessen Ergründung sich die Händler wenigstens keine grauen wachsen lassen. Eine Ahnung von der Quelle, aus welcher sie herrühren, mag man wohl bekommen, wenn man dann und wann von der Entweihung von Friedhöfen, von ausgegrabenen Särgen und verstreuten Knochen hört. Es darf nicht übersehen werden, daß das Haar beinahe unzertrennbar ist, ein Umstand, der unter andern durch so viele der egyptischen Mumien in den europäischen Museen bewiesen wird, bei denen, trotz ihres zwei- bis dreitausendjährigen Alters, die Haare weder an Stärke noch an Farbe verloren haben. „Kirchhof-Haar“ wird in London u. Paris von inländischen wie auswärtigen Händlern zu Markte gebracht und man vermutet, daß der Totengräber kein untätiges Mitglied dieser Kunst ist. Im allgemeinen giebt es nicht viele Frauengzimmer, die ohne drückende Not ihren Hauptschmuck verlaufen; freilich bringt hier und da Eitelkeit und Gewinnsucht manches schöne Frauenhaar unter die Schere der auf dem Lande herumziehenden und mit goldschimmernden Schmuckfächer oder blanken Tälern ladenden Händler; auch gewisse Krankheiten, besonders Nervenleiden, helfen den Haarmarkt versorgen. Deutschland deckt nicht allein den größten Teil des eigenen Bedarfs, sondern trägt auch noch in beträchtlichem Maße zur Deckung des Pariser und Londoner bei, und zwar sind es vorzugsweise die sächsischen und thüringischen Lande, überhaupt mittel- und norddeutsche Gegenden, welche die größten Massen liefern. Den erklärenden Grund für diese Erscheinung giebt die dort allgemein übliche Kopftracht der Frauen und Mädchen aus den unteren Ständen. Das — meistens schwarze — mit langen Bändern und buntverzierter Kappe geschmückte Kopftuch bedeckt fast die ganze Mitte des Kopfes und läßt von den Haaren nur schmale, glattgestrichene Streifen sehen. Der arglose Fremdling, der nach dieser sichtbaren Probe auf eine üppige, schöne Haarschleife schließt, wie wenig ahnt er, daß Band und Haube einen kalten, glattgeschorenen Schädel bedecken und nicht selten den ganzen Ertrag aus dem Verkauf des natürlichen Kopfschmuckes darstellen.

Trotz allen diesen Produktionsmitteln ist der Preis des Haares doch von Jahr zu Jahr gestiegen. Freilich hängt derselbe wesentlich mit von der Zubereitung des rohen Haares ab, und diese geschieht ungefähr in folgender Weise. Zunächst wird es, um es von seiner öligen Beimischung zu reinigen mit feinem Sande abgerieben, wodurch es alle daran haftenden Fettheile verliert. Dann kämmt man es mit eisernen Kämmen (Karden), durch deren glührote Zähne es der geschickte Arbeiter mit großer Geschwindigkeit zieht: ein Prozeß, aus welchem es äußerst sanft und weich hervorgeht. Hierauf werden die Haare ihrer Länge nach sortiert und mit einem anderen von übereinstimmender Länge und Farbe zu neuen „Creps“

zusammengebunden. Zuweilen ist ein solches Crep das Produkt von einem Duzend weiblicher Köpfe. — Der Haarhändler hat zwei verschiedene Arten von Abnehmern zu versorgen, diejenigen, welche das schlichte, ungelockte Haar zu Flechten gebrauchen, und dann die Coiffeurs und Perrüdenmacher, welche das lockige Haar zu Perrüden, Toupets und all den unzähligen Haarfünfteilen verwenden, welche die veränderliche Laune der Göttin Mode unseren Schönen oktroyiert. Das Locken des Haares geschieht, indem man es dicht um dünne, hölzerne Zylinder wickelt und es so längere Zeit in kochendem Wasser liegen läßt. Wie schon gesagt, hängt der Wert des Haares so wesentlich ab von der Behandlung, die es erfährt, und von dem Stadium der Vervollkommnung, in dem es sich befindet, daß es in dieser Beziehung nur der progressiven Wertsteigerung des Eisens, von dessen Zustande als rohes Metall an bis zu seiner Ausbildung als Uhrfeder, verglichen werden kann. Das eine ist aber gewiß: der ursprüngliche Besitzer bekommt unverhältniß wenig dafür. Die Bäuerin verkauft ihr Haar um einige Groschen; wenn es aus den Händen des Verkäufers geht, ist es je nach der Qualität auf 6—30 Mark pro Pfund gestiegen. Ja, die in Farbe, Feinheit und Länge selteneren Sorten sind so wertvoll, daß sie von den Händlern grammweise verkauft werden. Je länger das Haar, bei sonst gleicher Güte ist, desto mehr Wert hat es. Die stärkste Nachfrage ist durchschnittlich nach braunem Haar, aber die kostbarsten und teuersten Farben sind blond und weiß. Man braucht nur in die Schaufenster der fashionablen Coiffeurs zu gucken, um gewahr zu werden, daß blondes Haar, und zwar in der goldschimmernden Nuance, die herrschende Mode ist. Da indessen nur wenige Damen gerade die genau richtige Nuance, das schillernde Rotgold, besitzen, welches sich mit jeder Wendung des Kopfes ändert — kurz diejenige Farbe, welche das Ideal der Römerinnen war und noch immer bei dem einen oder anderen unserer Dichter und Romanschreiber im Schwunge ist, so pflegen viele Besitzerinnen jenes Haares dasselbe bis zu dem erforderlichen helleren Ton abzubleichen und ihre Flechten alsdann mit den goldenen Fäden des idealen Haares zu mischen, so ungefähr, wie unsere sogenannten Rhein- und Bordeaux-Weine mit geringen Teilen des echten Gewächses veredelt zu werden pflegen. Aber es giebt ein noch kostbarer Haar. In dem Wettlauf der Eitelkeit werden Jugend und Schönheit von dem Greisenalter ausgestochen; das weiße Haar unterliegt einem so starken Begehre, daß die Häupter der Menschen nicht mehr zur Deckung ausreichen und — Ziegen, insbesondere die veredelten Kamelziegen, dazu in Anspruch genommen werden müssen.

Zum Schlusse wollen wir noch zur Warnung für alle Damen, die falsches Haar tragen, folgende graufige Geschichte mitteilen, die sich vor Jahren in Wien zugetragen haben soll.

Komtesse A. sollte den Grafen B. heiraten; die Heirat zerbrach sich indessen. Die Komtesse machte immer brillante Toilette, namentlich verwendete sie große Sorgfalt auf ihre Frisur. Als eines Tages der Bräutigam neben ihr saß, streifte sein Blick Locken, welche er nie an der Geliebten bemerkt und die ihm deshalb auffielen. Das Blond derselben, ein wunderbares Aschblond, stach etwas von der tieferen Farbe der Haare seiner Braut ab. Der Graf sah aufmerksam hin, ... es waren falsche Locken, und dieses Haar, hatte er es nicht gekannt, konnte ein zweites Wesen solches Haar besitzen? Er wurde bekümmert, verwirrt und verließ die Braut, welche sich seinen Zustand nicht erklären konnte. Er stürzte in das Cabinet der Kammerjungfer, sperrte die Tür ab, und durch Bitten, Drohungen und Geld erfuhr er den Namen des Friseurs, welcher die Locken geliefert. Dieser wieder gab ihm die Adresse der Frau, von der er das wundervolle Haar gekauft ... sie wies den Grafen an die Wärterin eines Krankenhauses. Dort erfuhr der junge Mann, daß seine Braut die Haare seiner Schwester getragen, seiner von den Eltern vor Jahren verstochenen Schwester, die eine wenig rühmenswürdige Laufbahn auf so traurige Art beendet. Nachträgliche Gewissensbisse darüber, daß er sich so wenig um seine Schwester gekümmert, und die unüberwindliche Scheu, täglich durch den Anblick der Braut an die Schuld, die er sich vorwarf, gemahnt zu werden, bewogen ihn, ein Band zu lösen, welches das Glück seines Lebens hätte bilden können.



Wie läßt sich Fortunas verlockende Gunst
Erschleichen und nie sich erzwingen;
Doch kann sie dir werden, verstehst du die Kunst,
Das Ungemach niederzuringen.

Babys Anmeldung.

Alles hat seine Mode, oder richtiger gesagt, die Mode regiert alles; nicht zum mindesten das, was vor die breite Öffentlichkeit soll, mithin auch alle Familiennachrichten, die Lithographie und Druckerpresse der Mitwelt verkünden: Verlobungs- und Vermählungs-, bald hätten wir auch gesagt: Scheidungsanzeigen. Und die Ankunft eines kleinen Weltbürgers ist ein zu wichtiges Geschehnis, als daß Frau Mode da gänzlich schweigen sollte. Vor einigen Jahren bescherzte sie uns neben der Visittarte der glücklichen Eltern ein winziges Kärtchen mit dem rasch gewählten Rufnamen des neuen Ankömmlings, das mit der ersten durch ein blaues Bändchen, falls es sich um einen Sohn handelte, durch ein rosa Schleichen verbunden war, wenn ein Mägdelein das Licht der Welt erblickt hatte. Davon kommt man jetzt wieder ab, zumal in Deutschland, wo man die Zeitungsannonce als praktischer und mühseliger bevorzugt. Aber auch für diese hat sich eine neue Form gefunden. Meldete man früher: „Ein strammer Junge angekommen!“ oder etwa: „Durch die Geburt eines prächtigen Mädchens wurden hoch erfreut Dr. Kurt Ebers und Frau Köschen, geborene Finke“ — so fügt man jetzt die möglichst kurz gefasste Anzeige links oben in der Ecke quer über den Namen des oder der Neugeborenen bei. Solch ein „Gut in die Welt“ will auch schon in der Zeitung genannt sein! Da steht dann zu lesen: in der Ecke der Name: Paul, und in der Mitte: Hurrah! Der fünfte Bub' ist da! oder noch kürzer: Martha — Ein Sonntagsmädchen!

Folgen natürlich die Unterschriften des beglückten Elternpaares. Ohne Vater und Mutter wagt sich der neue Mann doch noch nicht hinaus, und wenn er auch, wie so gern verkündet wird, „ein Sonntagsjunge“ wäre.

Mögen die kleinen Menschen alle, ob ihre Ankunft nun mit Stolz und Freude verkündet, ob sie nur von den Nächsten still beachtet wird, sich im Leben einst als „Sonntagskinder“ fühlen.

Küche und Keller.

Aufbewahrung von Tee und Kaffee.

Um Tee und Kaffee den feinen Geschmack zu erhalten, muß man sie in gut verschließbaren Blech- oder Glasbüchsen oder in mit Papier ausgeklebten Kästen aufbewahren. Da sie jeden Geruch annehmen, so müssen sie auch an einem trockenen, geruchlosen Ort stehen.

Uebriggebliebener Kalbsbraten in Sauce.

Man bereitet eine Buttermilchschwige, verblümt sie mit Bouillon, gibt Bratensauce, feingewiegte Zitronenschale, etwas Kapern und Mustatnuß, einige Löffel sauren Rahm hinzu und läßt alles aufkochen. Den übriggebliebenen Braten schneidet man in hübsche Stücke, legt ihn in die Sauce, stellt das Kasserol auf eine heiße Stelle des Herdes und erwärmt ihn so, ohne daß die Sauce kochen darf, und gibt die Speise mit Kartoffeln oder Reis zu Tisch.

Gedämpftes Rindfleisch.

3 Kilogramm gut abgehangenes, fettiges Rindfleisch vom Schwanzstück wird reichlich gespickt, mit Salz, Pfeffer

und gestoßenen Gewürznelken gewürzt, dick mit Mehl bestreut und in kochender Butter über gutem Feuer und unter beständigem Begießen auf beiden Seiten gebräunt. Dann legt man es in ein Kasserol, gießt zwei Drittel Wasser und ein Drittel Essig darüber, fügt ein paar ganze Zwiebeln, die Schale einer halben Zitrone und zwei Eßlöffel voll Kapern hinzu, dampft das Fleisch langsam weich, kocht die Sauce ein, gießt sie durch und gibt sie dazu.

Praktische Winke.

Polierte Möbel zu reinigen.

Die Möbel werden mit einer Mischung von Petroleum und Wasser so lange mit einem wollenen Lappen abgerieben, bis sie rein sind und genügend Glanz haben.

Deckslede von Holz zu entfernen.

Deckslede entfernt man aus Stubeudieleen, Tischplatten und anderen hölzernen Gegenständen ganz einfach und sicher, wenn man sie mit ordinärer brauner Seife bestreicht und erst nach 24 Stunden mit kaltem Wasser abwäscht.

Reinigung von Filzhüten.

Um schwarze Herren-Filzhüte zu reinigen, vermischt man 2 Teile Wasser mit 1 Teil Salmiakgeist, befeuchtet mit dieser Mischung einen reinen leinenen Lappen oder eine kleine Bürste und reibt oder bürstet damit die Filzhüte, besonders aber die durchfetteten Stellen derselben. Ist dies genügend geschehen, so muß man sie zuerst mit frisch befeuchteten, reinen Lappen und dann noch extra mit einem solchen trockenen sorgfältig nach dem Strich glatt streichen, sie in die richtige Form bringen und dann trocknen lassen. Sehr zu empfehlen ist es, zum Schutze gegen den Schweiß inwendig unter das Leder doppeltes Löschpapier zu legen.

Das Staubwischen.

Die erste häusliche Verrichtung, die wir unsere Töchterchen ausführen lassen, ist das „Abstauben“. Da steht sie stolz die kleine Hausfrau, und wirbelt mit dem Staubbesen, Pinsel oder sonst einem Staubentfernungsgapparat viel, viel Staub auf, — um nichts, denn es gibt keine vergeblichere Beschäftigung, als das Abstauben. Kaum ist man auf der einen Seite des Zimmers fertig, so sieht man zu seinem Entsetzen bereits wieder da, wo man begonnen, eine feine Staubschicht sich niederschlagen. Und es ist das auch selbstverständlich: der Staub wird ja nicht fortgeschafft, er wird nur aufgeschauert von seinem Sitz und hat vermöge der Schwerkraft keine andere Wahl, als möglichst bald sich auf einem anderen wieder niederzulassen. Diese Danaidenarbeit hat aber noch eine andere und zwar sehr schlimme Seite: sie ist gesundheits-schädlich. Darum weg mit Staubbesen und Wedel! das sind die denkbar unnützeften Werkzeuge, so sehr man auch durch Gewohnheit von ihrem Wert überzeugt ist! Sie lassen sich leicht ersetzen durch einen Stock, respektive einen feinen Stiel, an dessen Ende man Watte befestigt und zwar so, daß sie recht locker bleibt. Die Watte verwende man auch statt der Wischlappen; diese stehen zwar schon weit über dem Staubbesen, aber man fuchelt zu sehr mit ihnen herum, wodurch wieder mehr oder fast so viel Staub aufgewirbelt als weggenommen wird. Das Fucheln ist bei der Watte schon durch deren Konsistenz nicht leicht möglich; außerdem aber bleiben in den zahllosen feinsten Zwischenräumen zwischen den zarten Fäserchen die Staubpartikelchen hängen und zwar ziemlich fest, und dadurch sind wir imstande, sie wirklich zu entfernen, nicht nur sie zum Platzwechseln zu veranlassen. Wo es irgend geht, entferne man übrigens den Staub auf feuchtem Wege; das ist das beste Reinigungsmittel und zugleich das gesündeste, denn nasse Staubpartikelchen können nicht mehr fliegen, die kleben an der Unterlage oder am Wischlappen fest.